

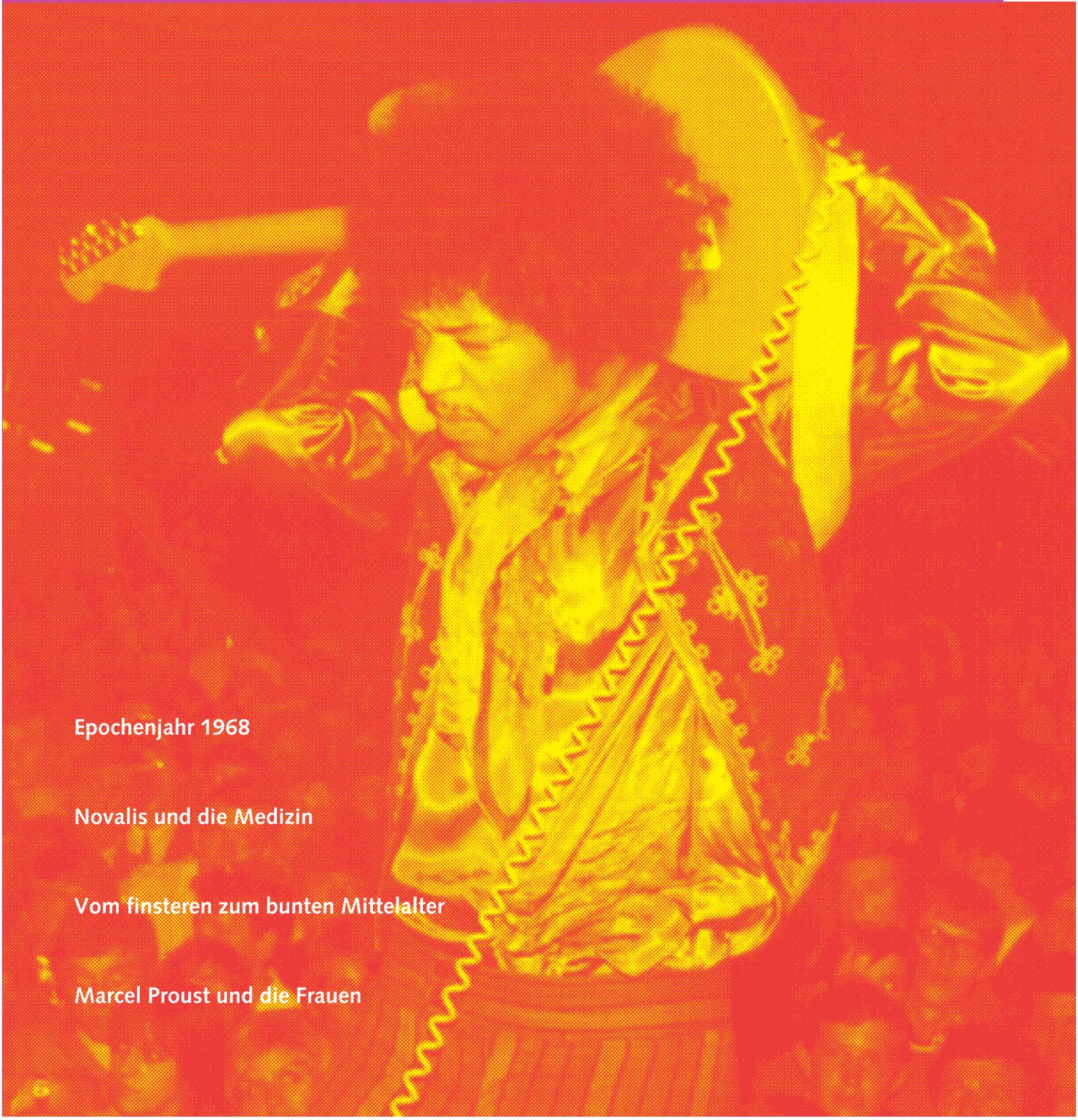
ALG Umschau

Epochenjahr 1968

Novalis und die Medizin

Vom finsternen zum bunten Mittelalter

Marcel Proust und die Frauen



Zwischen den Kulturen und zwischen allen Stühlen

*Nach 27 Jahren endlich eine neue Dauerausstellung
in der Mori-Ôgai-Gedenkstätte!*

Als die alte Ausstellung im September 2016 für die Umbauarbeiten geschlossen wurde, war erst die Hälfte der benötigten Mittel vorhanden, die aber wären verfallen, wenn nicht sofort ... Der „Rest“ musste bei laufenden Arbeiten über Freunde und Wegbegleiter in Japan erworben werden.

Das räumliche Kapital: Ein aurascher Ort – Ôgais erste Unterkunft in Berlin 1887, an dem die Humboldt-Universität seit der Nachkriegszeit Mieter ist und wo sie 1984 eine Gedenkstätte einrichtete, die einzige für einen japanischen Schriftsteller außerhalb des Inselandes. (Die für Ôgais Zeitgenossen Natsume Sôseki in London musste 2016 schließen trotz Anerkennung als Cultural Heritage, während in Shinjuku/Tokyo ein neues Museum eröffnet wurde).

Das geistige Kapital repräsentiert die in der Gedenkbibliothek zugängliche umfangreiche Sammlung von Gesamtausgaben und Sekundärquellen zu Ôgai und seiner Zeit auf Japanisch und in westlichen Sprachen. Diesem Kosmos steht ein Mangel an Originalen gegenüber.

Wir verfügen weder über themenrelevante originale Manuskripte noch Fotos geschweige denn Gebrauchsgegenstände. Im Laufe der letzten 33 Jahre hat sich eher geschenktes Kunsthandwerk angesammelt, das nun Platz für Inhalte machen sollte.

KLEINE RÄUME – GROSSE WIRKUNG

Und Platz ist rar. Für die Dauerausstellung steht nicht mehr Raum zur Verfügung als der enge lange dunkle Flur einer Gründerzeitwohnung, ein historisches Fake-Gedenkzimmer und ein Raum für Exponate – das Schreckensbild eines jeden Gestalters!

Nicht so für unser „multikulturelles“ Gestalterteam Studio IN von Cristina Navarro, Carla Isern und Gema Aparichio. Sie reizte die Herausforderung, auf engstem Raum eine Begegnung mit dem Anderen für beide Besuchergruppen zu einer nachhaltigen und nachdenklich machenden Erfahrung werden zu lassen, bei einer Zeitreise auf den Spuren der jeweils eigenen Identität. Ausgehend von den Inhal-



Mori Ôgai

ten schufen sie lichte Räume mit Ausstellungsträgern aus auf Fichte gespanntem bedrucktem, reißfestem Madoca-Papier (Firma TAKUMI), wie es für japanische Papier-Schiebetüren verwandt wird, und kreierten eine transparente Atmosphäre, die auf angenehme Weise zu einer Entdeckungsreise zwischen den Zeiten und zwischen den Kulturen einlädt. Und zwar jeden Besucher – vom Schüler bis zum Ôgai-Experten. Der emotionale und geistige Spannungsbogen ist inszeniert wie eine verlinkte Homepage mit mehreren Ebenen: allgemeinen Einführungstexten, die durch chronologische Fakten untermauert werden gepaart mit Vertiefungsebenen für Entdeckungslustige in Form von abnehmbaren zweisprachigen Texttafeln, Klappen auf einer Berlin-Karte um 1900 (auf der man unter anderem erfährt, dass man 1887 im Café Bauer schon 600 Tageszeitungen aus aller Welt lesen konnte) oder bislang unbekanntem und unveröffentlichtem Material zu Mori Ôgai,



wie einen Brief auf Französisch an den Autographensammler Ludwig Darmstaedter oder seine in der Deutschlandzeit benutzte Visitenkarte und vieles andere mehr.

Die größte Herausforderung des waghalsigen Projektes, eine konsequent zweisprachige Ausstellung für unsere beiden Haupt-Besuchergruppen, Japaner und Deutsche, zu schaffen, waren die kulturellen Unterschiede, sowohl für das Narrativ als auch vor allem in sprachlicher Hinsicht.

Wie kann man den *genius loci*, den Mediziner und Literaten Mori Rintarô Ôgai (1862–1922), der für die Begegnung Asiens mit Europa steht, im Herzen Berlins heute unter einem neuartigen interkulturellen Blickwinkel vorstellen? Eine Persönlichkeit, die noch viel zu wenig übersetzt oder gar verlegt ist, die aus einem völlig anderen Kulturkreis stammt, der bis 1909 in einer Sprache geschrieben hat, die sich selbst heutige junge Japaner nur noch mit Erklärungen und Fußnoten erschließen können – wie seine Berliner Novelle *Das Ballettmädchen*, die im Schulunterricht zwar behandelt wird, weil sie den Beginn der modernen japanischen Literatur markiert, deren sprachlicher Entfremdungsgrad zum heutigen Japanisch aber so groß ist, dass sie in der Unterrichtseinheit „Klassische Literatur“

gemeinsam mit Texten aus dem 12. Jahrhundert durchgenommen wird? Das heißt, die Ausstellung müsste streng genommen dreisprachig sein: klassisches Japanisch, heutiges Japanisch und Deutsch. Und das möglichst noch vor dem Hintergrund, dass anders als bei den üblichen deutsch-englischen Ausstellungen die kulturhistorischen Voraussetzungen und Erwartungen beider Gruppen nahezu konträr sind: bei den einen Dichterfürst und Schulstoff, bei anderen kaum bekannt und historisch einzuordnen. Keine Frage, da reichen 1:1 ins Japanische übersetzte Texte kaum, jede Gruppe muss auf ihre Weise angesprochen werden – und für jede stehen nur 50 Prozent des Platzes zur Verfügung. Das kaum erträgliche Diktat der Gestalter: kürzen, kürzen und nochmals kürzen!

REIZVOLL UND ÜBERRASCHEND INSZENIERT

Vielfache Kompromisse mussten durchdacht werden, bis das Ganze zu einer für beide Seiten reizvollen und überraschenden Inszenierung im Raum mit einem nachvollziehbaren roten Faden gerinnt. Dieser beginnt mit der historischen Situation Japans Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Landesöffnung, der Notwendigkeit sich zu moder-

nisieren, um nicht als Kolonie zu enden wie die Nachbarländer. Der Schwerpunkt der Reformen liegt auf Bildung: junge Leute werden ins Ausland geschickt, um neuestes Wissen zu erwerben. Davon allein 1500 an die Berliner Universität. Einer von ihnen, und noch dazu der vielseitigste, ist Ôgai. Beginnend mit seiner Biografie wird sein Berlin-Aufenthalt als Schüler von Robert Koch 1887/88 aus der Sicht seines Tagesbuches näher beleuchtet, um den Bogen zu seiner Berliner Novelle zu spannen, dem Beginn der modernen japanischen Literatur. Statt Textanalysen wird der gesamte Text in beiden Sprachen ineinander verschachtelt vorgestellt mit Abbildungen zu den Handlungsorten. Die Tatsache, dass der in klassischem Chinesisch abgefasste Originaltext nur halb so lang ist wie die Übersetzung, oder dass es im Deutschen mehrfache Titelvarianten gibt, sollen den Besucher für die Knochenarbeit des Übersetzens literarischer Texte beziehungsweise der Kulturen sensibilisieren.

Aus aktuellem Anlass – der „March for science“ fand erst Wochen nach der Wiedereröffnung statt! – wird Ôgais Kampf für die Freiheit der Wissenschaft thematisiert, für die ihm die Berliner Universität als geistiges Vorbild dient. Wie überhaupt sein ganzes Leben wie

© Martina Kopp/
MOG





die Umsetzung des Humboldt'schen Bildungsideals wirkt, hätte man das damals schon gekannt. Sein vielfältiges Schaffen, über die beiden großen Janusköpfe des Mediziners und Literaten hinaus, vor allem als Übersetzer von Goethe und Clausewitz, und exemplarisch als Theatermann, Blogger und Dozent für Künstleranatomie bestimmen den letzten Raum der Ausstellung, wo in einer Vitrine über einen Brief an die Kinder und die Übersetzung von Grimms Märchen Ôgai menschlich, als Vater näher gebracht wird.

Der Touch Screen als Band in die digitale Welt und Raum für künftige wissenschaftliche Erkenntnisse zu Ôgai wie auch als virtueller Friedhof für die Geschichte der Einrichtung,

harrt noch seiner technischen Umsetzung.

Auch ohne hat sich die Aufenthaltszeit der Besucher verdoppelt, manche bleiben mehrere Stunden oder kommen wieder. Man sollte künftig Intensivitäts-Kriterien für Museen einführen, statt Besucherzahlen anzubeten als Maßgabe der Förderung. Die Verwandlung, die bei Betreten des Hausflures bereits in Form eines Zitates postuliert wird, erlebt auch der Besucher. Er verlässt uns anders: ein wenig klüger und ein wenig befreit von Inselkoller oder Europazentrismus nach dem interkulturellen Blick über den Tellerrand.

Im Gästebuch finden sich Bemerkungen wie „Die alte Ausstellung war interessant, aber die neue ist

ein informativer Quantensprung und hat mich emotional ergriffen.“ (deutsche Besucherin). Ein japanischer Besucher schrieb: „Da muss man erst hierher nach Deutschland kommen, um gezeigt zu bekommen, zu welchen großartigen Leistungen Japan in der Vergangenheit fähig war. Sie haben uns ein Stück unserer Identität wiedergegeben!“

Beate Wonde



Mori-Ôgai-Gedenkstätte
c/o Humboldt-Universität
Luisenstraße 39, 10117 Berlin
u.hu-berlin.de/ogai

Einblicke in die neue Dauerausstellung
© Patricia Escriche & MOG

